

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung



Nr. 42 — Sonntag, den 18. Oktober 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptchriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Die alten Klöppelschulen im Erzgebirge

Klöppelschulen findet man heute in den meisten größeren Ortschaften unseres Erzgebirges. Da wird es interessieren, auch einmal etwas über die alten Klöppelschulen unseres Erzgebirges zu erfahren. In einem alten Bericht lesen wir u. a.:

Zur Hebung der Spizen-Industrie hatte man schon frühzeitig Klöppelschulen errichtet; so z. B. 1808 in Schneeberg, 1814 in Neustädtel, 1816 in Ober-Wiesenthal, 1817 in Pöhl und Crottendorf sowie nach dem Rothjahre 1817 in Aue, Bernsgrün, Breitenbrunn, Crandorf, Hundshübel, Nieder-Haßlau (zwei), Neustadt bei Falkenstein, Ober-Planitz, Rittersgrün (drei), Rothentirchen, Ober-Schlema, Schwarzenberg, Johannegeorgenstadt, Wilsau, Zschorlau, Grünhain, Elterlein, Ehrenfriedersdorf, Hammer-Untersiebnitz, Unter-Wiesenthal, Jöhstadt und in neuester Zeit in Brand bei Freiberg.

Crottendorf, Neustadt und Johannegeorgenstadt sind eingegangen.

Die Klöppelschulen hatten in den letzten Jahren, besonders 1880, wo die Gornnäherei einen außerordentlichen Umfang gewann, schwere Zeiten durchzumachen, da mit allen erdenklichen Mitteln und Vor Spiegelungen Arbeiterinnen, und zwar hauptsächlich Kinder, für die Gornnäherei angeworben wurden.

Mit Ausnahme der Klöppelschule in Neustädtel, in welcher von jeher nur Malines- und Chantilly-Spizen geklöppelt wur-

den, beschäftigt man in sämtlichen Klöppelschulen die Anfänger mit Bettspizen und geht von diesen allmählich auf Guipüre- und Torchonspizen über. Diese letztere Gattung bildet ein vorzügliches Lehrmittel, besonders für die älteren, geübteren Schüler, da sich in ihr die verschiedenen Techniken der Guipüre-, Chantilly- und Valenciennes-Spizen vereinigen. Man nennt sie daher auch weißkleinene Melange-Spizen. Außer diesen werden in Schwarzenberg, Pöhl, Rittersgrün und Bernsgrün noch Valenciennes-, Malines- und Brabanter Spizen, in Zschorlau und Schlema Malines-, in Crandorf und Breitenbrunn Adrianer Spizen und Faconsachen geklöppelt; in Breitenbrunn (speziell Dentelles russes (russische Spizen)).

Die Klöppelschulen sollen durch Unterricht und Übung das Spizenklöppeln erhalten und zu höherer Vollkommenheit bringen. Sie streben nach Einführung verbesserter Arbeitsmethoden und feinerer, lohnenderer Spizengattungen; nach Förderung der gewerblichen Ausbildung und Geschicklichkeit der Kinder und Gewöhnung derselben an Aufmerksamkeit, Ordnung, Fleiß, Pünktlichkeit und Reinlichkeit. Der Unterricht wurde in den letzten Jahren von etwa 1500 Kindern, meist Mädchen, besucht. An Schulgeld bezahlte jedes Kind wöchentlich 5 Pfg., erhielt aber dafür die gelieferte Arbeit vergütet.

Seitdem ein großer Theil der Spizenklöpplerinnen zu der

KdF-Urlauber bewundern die erzgebirgische Klöppelkunst



Unser Bild ist in Walthersdorf aufgenommen worden und zeigt Frau Mathilde Neubert im Gespräch mit einer KdF-Urlauberin aus Coswig b. Dresden. Mit der Schönheit unserer erzgebirgischen Heimat lernen die Gäste auch unsere erzgebirgische Klöppelkunst kennen und bewundern die Heimatkunst unserer erzgebirgischen Frauen und Mädchen. Auch das andere Bild gibt uns Zeugnis von dem Fleiß unserer erzgebirgischen Heimarbeiterinnen, die an schönen, warmen Tagen gemeinsam vor den Häusern sitzen. Mit dem lustigen Klang der Klöppel erklingt manch frohes erzgebirgisches Lied in unrer

Hamitsproch:

Loh da Klippa brinoo, tu
mr a Liedl singa, klipp klapp,
klipp klipp, klipp klapp.



lohnenden Posamentenarbeit übergegangen war, und es an jungem Nachwuchs fehlte, war die Spitzenindustrie, welche außerdem noch mit schwierigen Handelsverhältnissen und einer starken Concurrenz zu kämpfen hatte, bedeutend zurückgegangen. Man hörte wiederholt die Klage, daß es nicht mehr Klöppler gebe, welche bessere Muster zu fertigen verständen, daß ein großer Theil sich dieser Kunst durch Annahme leichterer Arbeit entwöhnt habe, und daß man erst wieder Spitzenklöppler heranbilden müsse. Im Allgemeinen erhielten die Spitzenklöpplerinnen Muster und Zwirn von den Verlegern (Verkäufern) und wurden nach der Masse der Nadeln, welche bei Ausführung des Musters gesteckt werden mußten, pro Schoß Nadeln bezahlt. Die Arbeitgeber verkauften die Spitzen an die Fabrikanten (Kaufleute) oder vertrieben sie im Hausierhandel. Die Namen der Spitzen waren äußerst verschieden. Um 1800 unterschied man die Spitzen Bierbrod, Wasserlinseln, Pfefferlucheln, Goldwurzeln, Häsele, Trommeln, Bäumele, Krohägeln usw. und bei den schwarzen Spitzen noch besonders Herzeln, Ochsenköpfe, Schlangen, Hahnbuttel, gute Blume, Schwanzbirne, Ochsenauge usw. Die Länge der Stücke war verschieden; bis zu 57 Meter.

Der Grund der Spitzen wurde in verschiedenen, künstlichen Klöppelarten gefertigt, Valencienners, Kreuz-, Nadel- oder Erbsgrund; das machte die Spitzen solid und haltbar, aber auch theuer. Um die Arbeit zu beschleunigen und bei billigerem Preise noch einen Lohn zu haben, machte man den Grund nur aus dem einfachen Schlag; dann wandte man aber auch baumwollenen Zwirn an und mit der Verringerung des Erzeugnisses ging die Klöppelei zurück, besonders seitdem die Bobbinetmaschine ein dem geklöppelten Spitzengrunde ähnliches Fabrikat lieferte. Die Klöppelei warf sich nunmehr auf die Anfertigung schwarz- und weißseidener Blonden, kam besonders um 1840 wieder in Aufnahme, wo hauptsächlich schwere, schwarzseidene Spitzen gesucht waren; aber seitdem die Ende der 50er Jahre eingeführte Klöppelmaschine, eine Art Rundschurmaschine, die Arbeit besser und fast um die Hälfte wohlfeiler liefert, ist der Anfertigung aller geringeren Spitzenarten der Todesstoß gegeben.

Um 1870 zählte man noch gegen 11 000 Spitzenklöppler, darunter 4000 Kinder, im westlichen Ober-Erzgebirge. Man fertigte damals nur geklöppelte Spitzen: Bettspitzen in der Umgebung von Aue und Schwarzenberg; weiße Zwirnsitzen, vorzugsweise Malines mit Halbgrund in Schneeberg und Umgegend; Valenciennes in Breitenbrunn, Rittersgrün und Böhma; weißleinene Guipüre und Clunyspitze in Rittersgrün, Böhma und Raschau.

Die 1878 in Schneeberg eröffnete Klöppel-Musterschule, in welcher befähigte und strebsame Klöpplerinnen weiter ausgebildet werden, soll die Schönheit und Gleichmäßigkeit der Arbeit sichern und die Einführung neuer Muster und Spitzengattungen ermöglichen. Daher werden hier sämtliche im Erzgebirge heimischen Spitzen mit besonderer Sorgfalt angefertigt; außer diesen jedoch auch Brüsseler und Ragusaner. Die Kunst der Anfertigung der letzteren war seit ungefähr 200 Jahren verloren gegangen; nach mühsamem Studium ihrer Technik ist diese wieder gefunden worden. Man fertigt gegenwärtig schwarzseidene Schnürl- u. Guipürespitzen, weiße und farbige Wollspitzen, feine Creme-Wollspitzen für Kinderachen, leinene Spitzen in Weiß, Creme und Ecru, schmale und mittelbreite Torchonsitzen, breitere Guipürespitzen, Kirchensitzen, billige, schmale Bettspitzen, sowie Metallsitzen, besonders Goldspitzen. Das Arbeitsverdienst der Klöpplerinnen ist auf 2 bis 3,5 M. für die Woche gesunken, und dabei haben sie noch Mühe, ihre Erzeugnisse abzusetzen. Die Hausierer bieten die Spitzen zu Spottpreisen an.

„Die sächsischen Spitzen und Tulle sind den von Calais an Eleganz und Ausführung vollständig ebenbürtig, und haben außerdem den großen Vorzug, erheblich billiger zu sein.“ (Industrie-Zeitung 1886, Nr. 12.)

Dessen ungeachtet war der Begehren nach sächsischen Spitzen nicht im Zunehmen. Gegen die Maschinensitzen von Calais ist nicht aufzukommen; von den billigeren und geschmackvolleren französischen und englischen, und selbst von den ordinären Barmener Maschinensitzen wird die Erzgebirgische Klöppelspitze vollständig verdrängt. Dieser schöne und einst so bedeutende Industriezweig befindet sich in einer bedauerlichen Lage. Die Spitzenklöppelei fristet nach wie vor ein kümmerliches Dasein; an einen Aufschwung ist nach Lage der Dinge, wenigstens augenblicklich, nicht zu denken. Das Wenige, was an schmalen Wollspitzen, weißleinene Bettspitzen, seidene Spitzen und geklöppelten Kragen in der letzten Zeit noch verlangt wurde, reicht nicht aus, diesen Industriezweig zu erhalten.

Nur wenn die Mode wiederum den Geschmack nachhaltig auf die prächtigen Erzeugnisse der erzgebirgischen Industrie richtet, wird dieser Erwerbszweig wieder zur entsprechenden Geltung kommen. Da dies aber unzweifelhaft in nicht gar zu langer Zeit der Fall sein wird, gilt es vor allem, vermittelt der Klöppelschulen und ihrer Anstrengungen, die Übung und Handfertigkeit im Klöppeln guter, schwerer theurer Spitzen lebensfähig zu erhalten und die Anfertigung der geringen, durch die Maschine überholten Ware, ganz aufzugeben.



Unser Auersberg

Auf des Gipfels Turme
Stehn wir wie gebannt.
Schauen trotz des Sturmes
Lange das liebe Heimatland.

Es liegt so ganz ergeben
Zu unseren Füßen da,
Fast so als sei der Friede
Hier allen Menschen nah.

Viele Hügel und Berge
Im stillen Wechsel steigen an,
Wie Riesen und wie Zwerge,
Soweit das Auge spähen kann.

Bereinzelt nur erkennt man farge Felder,
Ein anderes dafür brei sich macht.
Es sind die schönen weiten Fichtenwälder,
Mit ihrer dunkelgrünen Pracht.

In den Tälern ganz verborgen
Liegt mancher stille Ort,
Nur gehemmt von Wellenforzen,
Blühen sie nach altem Brauchtum fort.

Mag dieser Berg auch ragen,
Hart an des Reiches Grenze hier,
Er bleibt eine der größten Perlen, die wir
Des Erzgebirges schönste Zier. [haben.
R. Gerlach.

Bauernhauserziehung zur Selbstständigkeit

von Schuld. Uhlig, Lauter

In unseren Tagen halte ich eine Telpädagogik für ganz besonders angebracht, deren oberster Grundsatz bekanntlich lautet: „Ich nicht; ein rechter Schütze hilft sich selbst!“

Nach dieser im Vaterhause selbstverständlichen Losung wurden wir allem Herkommen gemäß erzogen. Schon als 4—5-jähriger Junge mußte ich die Hasergarben auf den Dreschtisch legen. Wenn mich dabei die Garbe auch noch so oft umwarf, es erstarrten doch im Kampfe mit der Last Kräfte und Geschicklichkeit, daß wir das Verlangte leisteten. Schon frühzeitig bekamen wir unseren kleinen Dreschflegel, um den verschiedenen Drescherschlag zu erlernen. Beim Grasmähen war es ebenso. Mit einer kleinen Sense hieb man schon als Schuljunge mit Vater und dem Knecht auch seine Schwade. Noch ehe wir zur Schule gingen, wurde meinem Vetter und mir vom Großvater das Hirtenamt über seine Viehherde anvertraut. Mit Stolz und Freude nahmen wir für diese Leistung an jedem Sonntag unseren Lohn in Höhe von 5 Pfennigen in Empfang. Erst kürzlich erfreute ich mich an einem 10-jährigen Bauernjungen, der einen Acker eggte und dabei sein Pferd lenkte wie ein Großer. Noch weiß ich es, wie unser Vater uns das Sätuch umband und uns schon als Zehn- und Elfjährige einen Ackerstreifen besäen ließ. Wie gespannt waren wir, ob der Hafer richtig aufgehen würde oder ob das beetig oder fledig gesäte Stück uns bis zur Ernte unsere Dummheit und unser Ungeschick vorhielt und Knechte und Mägde zum Hänfeln veranlaßte, wodurch unser Ehrgefühl schwer getroffen wurde.

Selbstständigkeit! Heran zur Tat! Da gabs kein langes Theoretisieren. Probieren ging über Studieren. Hinauf auf den Wagen und das Heufuder geladen. Wie stolz war man, wenn es gut gelang. Auch die Schwestern wurden nach ihrer Art in Küche, Waschhaus, Garten und Stall zur Selbstständigkeit erzogen.

Diese Bauernhauserziehung wirkte sich auch anderweit aus. Uns bei Schularbeiten helfen zu lassen, wäre für uns ein Schimpf gewesen. „Paßt nur in der Schule ordentlich auf“, pflegte der Großvater zu sagen. Wenn ich jetzt die ewige Nachhelferei der schon durch den vielen Unterricht ermüdeten höheren Schüler sehe, dann tun mir die Ärmsten leid. Immer unselbständiger werden sie. Immer mehr verlassen sie sich auf die Nachhilfe. Rein! Gewöhnt eure Kinder von früher Jugend an zur Selbstständigkeit. Der Oberrealschüler mag ruhig mal eine 4 schreiben. Das nächste Mal wird er schon besser aufpassen und sich mehr anstrengen.

Das was ja das Erzieherische beim Militär und in den Internaten. „Hier tritt kein anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein.“

Unsere Zeit fordert selbstständige Leute. Ein mir befreundeter Fabrikdirektor klagt oft darüber, wie unbeholfen, wie hilflos und täppisch sich mancher auch bei den einfachsten Arbeiten anstellt. Wie hoch stand auch im Kriege der lebenspraktische Mann über den von Jugend auf Vermöhnten, Verpöppelten, Unbeholfenen.

Deshalb müte man von klein auf den Kindern etwas zu. Wir mußten uns selbst an- und ausziehen, mußten uns selbst das Schuhzeug putzen, den Hosentknopf annähen, unsere Kleider an ihren Ort bringen, Befehle genau ausrichten. Aus der eine Stunde entfernten Stadt holten wir aus verschiedenen Läden allerlei Dinge, und zwar nur mit Hilfe des Gedächtnisses. War

etwas vergessen oder falsch gemacht, dann brauchten wir gar nicht erst die Stiefel auszuziehen; denn es hieß: „Rehrt, marsch! Besorge das Gewünschte sofort richtig!“ Jedes zehnte Hühnerei, das wir in den uns anvertrauten Hühnerneuern fanden, durfte für unsere Sparbüchse verwendet werden.

Stachelbeerstrauch, Rosenbäumchen, Zimmerpflanzen wurden uns in Pflege geben. Mutter sah streng gewissenhaft darauf, ob wir unsere kleinen Kletter gewissenhaft ausfüllten. Wir lernten frühzeitig, wie man Rechen, Schaufel, Besen, Spaten, Säge, Hammer, Zange u. a. handhabt. Richte man sich mal auf die Finger oder mißglückte etwas, dann gab es kein großes Aufsehen. „Paß andermal besser auf“, war das Einzige, was man zu hören bekam. Durch Schaden aber wurde man klug.

Noch heute danke ich meinen Eltern und Großeltern für diese Telpädagogik. Sie erzog Menschen, die in der Welt zu gebrauchen waren und die nicht hilflos den Forderungen des Alltags gegenüberstanden. Unerwartetes und Ungewohntes brachte sie nicht aus dem Geleise.

Ein abschreckendes Beispiel entgegengesetzter Erziehung ergab sich bei einem bekannten Gutsbesitzer. Der einzige, gut befähigte Sohn bekam nichts in die Hände, weil die Eltern in ihrer Ungeduld glaubten, er mache alles nicht recht. Wenn er etwas nicht gleich begriff, nahm ihm z. B. der Vater das Gespann wieder aus der Hand, schimpfte dabei in

allen Tonarten über den „Töfel“ und fuhr selbst. So blieb der Sohn ungeschickt. Er lernte nicht Fahren, nicht Pflügen, nicht Säen, nicht mit landwirtschaftlichen Maschinen umgehen.

Als nun der Vater in die Jahre kam und die Hilfe seines Sohnes dringend brauchte, fand er sie nicht. Er konnte sie nicht finden; denn er hatte ja seinen Nachkommen eben nie zur Selbstständigkeit erzogen. Dieser blieb ein verbitterter, unbrauchbarer Tapps, der seinen Eltern zum Fluche wurde, indem er ihnen schwerste Borwürfe machte wegen ihrer grundverkehrten Erziehung, bei der die Gewöhnung zur Selbstständigkeit völlig gefehlt hatte. Als einziger Sohn war er unfähig, das schöne väterliche Gut zu übernehmen. Wie oft hat man doch schon erlebt, daß selbst geschäftlich sehr tüchtige Eltern es nicht verstanden haben, sich einen tüchtigen Nachfolger zu erziehen, der imstande ist, sie zu vertreten, ja abzulösen.

Wir tun unseren Kindern einen schlechten Liebesdienst, wenn wir sie ewig und allzuängstlich gängeln oder bemuttern. Man muß Knaben wagen, um Männer zu erziehen. Der selbstständige starke Mann zwingt das Schicksal, während der Schwächling untergeht. Darum Telpädagogik in unsere Zeit:

Selbst ist der Mann!

Inschriften für das deutsche Bauernhaus
Aus der Sammlung von H. Uhlig, Lauter.

Auf die Erde bau ich,
Auf den Himmel trau ich!

Hausinschrift in Annaberg.

Da mirs gut ging auf Erden,
Wollten alle meine Freunde werden;
Da ich aber kam in Not,
Waren alle meine 1000 Freunde tot!

Bildinschrift



Hans Bauer vom Heiteren Bild, Buchholz,
lernt seinem Sohn die Getreidesügelmaschine
bedienen.



Reiter ohne Ziel

**Abenteuer-
Roman
von
Will Kröger**

(18. Fortsetzung.)

Ethel geht in das Büro des Hausbesizers und will einen festen Vertrag auf ein Jahr machen. Jetzt, wo sie unverhofft dreißigtausend Dollar bekommen hat, kann sie es ja auch, ohne den Vater zu fragen. Dem Hausbesizer kommt es

doch recht komisch vor, daß eine Dame, zumal eine noch so junge, einen Vertrag abschließen will. Wird er da auch zu seiner Miete kommen?

„Ich bin bereit, Miß Stanford. Meine Bedingung lautet jedoch: Bezahlung der Jahresmiete bei Abschluß des Vertrages.“

„Gut, ich bin einverstanden.“

„Dann hätten Sie also siebentausendzweihundert Dollar zu zahlen, Miß Stanford. Haben Sie das Geld bei sich?“

„Ja, ich bezahle die Kleinigkeit bar.“

Ethel öffnet ihre Handtasche und holt das dicke Banknoten-Bündel, das sie von Zeeman bekam, heraus. Achttausend Dollar zählt sie ab und schiebt sie dem Hausbesizer zu. Der nimmt die Scheine ab, geht damit zum Safe und hält einen der neuen Scheine gegen das helle Sonnenlicht: falsch.

Noch einen Schein, dann einen aus der Mitte, wieder einen anderen: alle falsch.

„Entschuldigen Sie bitte einige Minuten, ich lasse die Quittung aus schreiben“, sagt der Hausbesizer, geht ins Nebenzimmer und ruft die Polizei an. Nach zehn Minuten sind zwei Kriminalbeamte in Zivil zur Stelle.

„Diese Dame hat mir achttausend Dollar falsches Geld gegeben. Wie ich erkennen konnte, hat sie noch weit mehr in ihrer Handtasche.“

„Falsches Geld?“ schreit Ethel auf. Da legt sich eine beamtete Hand ihr beruhigend auf die Schulter.

„Ruhe, Ruhe. . . Ich werde gleich die Scheine untersuchen.“

Der Befund dauert eine einzige Minute. Wie selbstverständlich nimmt der Beamte Ethels Handtasche, öffnet sie und entnimmt ihr das übrige Falschgeld.

„Auch falsch. . . Wie heißen Sie?“

„Ethel Stanford. Aber das. . .“

„Ruhe, Miß Stanford. Ich muß Sie verhaften. Kommen Sie bitte mit. . .“

„Verhaften? Mich wollen Sie verhaften? Aber ich habe das Geld doch von Price Zeeman bekommen, er. . .“

„Sehr richtig! Price Zeeman! In seinem Koffer haben wir gestern abend dieselben Scheine gefunden, nur daß es Fünziger waren. Sie stammen aber aus ein und derselben Fabrik. Schweigen Sie doch, Miß Stanford, erzählen Sie alles dem Ober-Inspektor. . . Darf ich bitten. . . Aber, aber. . . wer wird denn kragen? Benehmen Sie sich gesittet, sonst muß ich Sie fesseln. . .“

Da klappt Ethel zusammen. Ein Glas Wasser muß ihr gereicht werden. Dann geht sie inmitten der Beamten die Treppe hinab. In Pauls Gesicht spiegelt sich grenzenlose Eifersucht wieder, als er Ethel inmitten zweier Männer sieht

„Paul, Paul!“

Ethel bleibt im Hauseingang stehen und ruft Paul heran: „Mister Paul, Sie haben es doch gesehen, daß ein Gentleman mir im Café ein Bündel Banknoten gab, nicht wahr?“

„Ja. . .“, gesteht Paul beschämt, daß er den Vorgang neugierigerweise beobachtet hat. „Haben Sie das Geld verloren, Miß, Miß. . .“ Er weiß Ethels Namen nicht und stockt errösend.

„Sie haben das beobachtet, junger Mann?“ fragt einer der Beamten.

„Ja, sehr genau!“

„Dann kommen Sie bitte mit zur Polizei, wir sind Kriminalbeamte.“

„Zur Polizei? Aber warum denn?“

„Weil diese Dame jedenfalls eine Falschmünzerin ist.“

In Paul bricht alles zusammen. Die weiße Dame eine. . . Falschmünzerin? Verbrecherin?

„Was erlauben Sie sich!“ brüllt er die Beamten an in einem Mut, an dessen Existenz er nie geglaubt. „Die Dame ist keine. . .“

„Rede keinen Unsinn, Junge und komm mit!“ erwidert der Beamte barsch und lanciert Paul Ellet in das wartende Auto.

Weder Ethel noch Paul haben Ausweispapiere bei sich. Als das erste Verhör etwas Klarheit in die Sache gebracht hat, wird in Sachen Paul Ellet ein Polizist zu den Eltern-geschickt. Sie sollen ihren Sohn abholen und sich ein wenig auf den Zahn fühlen lassen.

Die Eltern Pauls sitzen gerade am Mittagstisch, wutgeladen, weil der Junge nur zum Kaseur gehen wollte und jetzt nach drei Stunden, noch nicht wieder zu Hause ist.

„Vielleicht ist sein Bart so stark“, sagt der Vater grimmig, da klingelt es. Das Hausmädchen führt einen Polizisten ins Eßzimmer. Die Mutter ist einer Ohnmacht nahe, der Vater fragt besorgt:

„Ist meinem Sohn etwas passiert?“

„Ja!“ entgegnet der geistig nicht allzu bemittelte Polizist.

„Er ist wegen Falschmünzerei verhaftet worden. Dreißigtausend Dollar Falschgeld haben wir bei ihm gefunden. Das heißt, nicht direkt bei ihm, sondern das Geld war in der Handtasche seiner Geliebten.“

„Falschmünzer. . . verhaftet. . . dreißigtausend Dollar. . . Geliebte. . .? Mister Ellet schüttelt alle Ohnmachtsgelüste ab und jagt energisch:

„Sie sind verrückt, Policeman!“

Pauls Vater denkt besonnener, er weiß: Beamtenbeleidigung ist mit einer Geldstrafe verbunden. Aber dennoch. . . Im Nu sind Vater und Mutter angezogen, draußen wartete das Polizeiauto, ein einfacher, schwarzer Privatwagen.

Tatsächlich: dort sitzt der Paul neben einem Mädchen! Ehe die Beamten es verhindern konnten, bekommt Paul eine mütterliche Ohrfeige. Der Vater will wild loschnauben, da tritt der Ober-Inspektor in Aktion:

„Sie sind Mister Ellet?“

„Ja, ich bin es!“ gesteht der Vater

„Und das ist Ihr Sohn?“

„Ja!“

„Aber ein Falschmünzer ist mein Paul nicht!“ meldet mütterlicher Kummer sich.

„Nein, das ist er nicht!“ beruhigt der Ober-Inspektor. „Mister Ellet, haben Sie Ausweise über Ihre Person mit sich?“

„Ja, hier. . .“

Nach kurzer Prüfung gibt der Ober-Inspektor die Papiere zurück.

„Danke, Mister Ellet. Sie können Ihren Sohn mitnehmen. Er ist ein guter Junge. In den nächsten Tagen werden wir ihn noch einmal vorladen, als Zeugen nur. Er hat nämlich den Falschmünzer gesehen. . .“

„Paul, Paul!“

Muttertränen brechen durch, der Mund küßt die Wange, die eben noch von der Hand gezüchtigt wurde. Paul schämt sich entsetzlich, verabschiedet sich dennoch korrekt von Ethel:

„Auf Wiedersehen, Miß Stanford. Ich bin überzeugt, daß auch Ihre Unschuld sich herausstellt.“

Ethel wartet fiebernd auf die telegraphische Antwort der Polizei von Hudson, die bestätigen soll, was Ethel der Polizei von St. Paul angegeben. Daß Ethel die Tochter des ehrbaren Wirtes Jim Stanford ist, daß sie einmal mit Price Zeeman verlobt war...

Endlich, abends trifft das Telegramm ein.

„Miß Stanford, Sie sind frei! Die Polizei von Hudson hat Ihnen das beste Zeugnis ausgestellt. Ich wünsche Ihnen gute Heimreise. Und wenn Zeeman wieder einmal Ihren Weg kreuzen sollte, wissen Sie wohl, was Sie zu tun haben.“

„Ich frage ihm die Augen aus!“ erklärt Ethel sprühend und und ist schon mit Puderquaste und Lippenstift beschäftigt.

„Damit ist uns nicht gedient“, antwortet der Ober-Inspektor mit einem liebenswürdigen Lächeln. „Lieber wäre es uns, wenn Sie ihn sofort verhaften lassen würden. Gestern abend wäre es beinahe gelungen. Uebrigens auch ein Mann aus Hudson, der den Verbrecher beinahe gestellt hätte.“

„Aus Hudson? Wer denn?“ fragt Ethel neugierig.

„Ein gewisser Jackson Lee.“

„Jackson Lee? O, den kenne ich, ist ein alter Jugendfreund von mir. Wissen Sie, ob er sich noch in St. Paul aufhält?“

„Doch... Im Hotel „Weiße Rose“ soll er wohnen.“

„Danke, Ober-Inspektor, und: auf Nimmerwiedersehen!“

„Was ich sehr bedauern würde, Miß Stanford!“

Die vier Wochen sind um. Ob General Kelly Wort gehalten und die Aufenthaltserlaubnis für Fred erwirkt hat? Klopfenden Herzens gehen Jackson und Fred zum Gebäude der Kommandantur in Hudson und lassen sich bei Captain Clerkenwell melden.

Der Offizier empfängt sie sofort und händigt Fred nach einer herzlichen Begrüßung ein Schriftstück aus: die Aufenthaltserlaubnis! Dann für Fred und Jackson ein herzliches Handschreiben des Generals, worin dieser nochmals daran erinnert, daß die Freunde sich im Notfall an ihn wenden mögen.

Captain Clerkenwell erkundigt sich, wie Jackson und Fred sich jetzt ihr Leben einzurichten gedenken. Jackson antwortet:

„Wir werden uns Pferde kaufen und einfach losreiten, ohne Ziel...“

„Pferde wollt Ihr kaufen?“ fällt Clerkenwell ein. „Die sollt Ihr ganz billig haben. Die Militärverwaltung veranstaltet morgen eine Auktion, wo alle überzähligen Pferde versteigert werden sollen. Einen Augenblick!“

Er geht ans Telephon, führt ein kurzes Gespräch, schreibt dann einige Worte nieder und überreicht Jackson den Zettel:

Geht hin und sucht Euch die schönsten Pferde aus, Ihr Reiter ohne Ziel!“

„Und was sollen sie kosten, Captain? Mit unserer Kasse ist es nicht allzu gut bestellt“, erwidert Jackson.

„Nichts...“

„Nichts? Das ist billig, Captain.“

„Laßt nur, Jungens, die besten Pferde und die besten Sattelzeuge warten auf Euch!“ ruft Clerkenwell. „Ueber die Bezahlung macht Euch keine Kopfschmerzen, die Kommandantur

Hudson möchte sich auch erkenntlich zeigen dafür, daß General Kelly nicht ausgerechnet in ihrem Bezirk sein Leben lassen mußte! Wartet, ich werde Euch noch ein Schriftstück mitgeben, gewissermaßen eine Bescheinigung, daß Ihr anständige Kerle seid und General Kelly sowie Captain Clerkenwell Eure besten Freunde sind! Ihr werdet so ein Dokument sicher einmal brauchen können auf Euren „Ritten ohne Ziel“. Ich denke, die werden nicht immer ganz ungefährlich sein.“

Ausgestattet mit einem unterstempelten und vom Captain unterschriebenen Schriftstück, nach dem Jackson und Fred wahre Goldjungen und wahre Helden sein müssen, verlassen die Freunde den Offizier. Als letzten Händedruck erhält Jackson noch einen Hundert-Dollar-Schein.

Mit Kenneraugen wählt Jackson unter achtzig Pferden die beiden besten aus, dazu funkelneue Sattelzeuge. So ausgerüstet, beschließen sie, am nächsten Morgen Hudson zu verlassen. Richtung: nach Westen!

Es ist, als ob Jackson und Fred nicht mehr loskommen sollen von der Falschmünzerbande Bai Lime, Winston Franch, Price Zeeman und Konsorten. Am frühen Morgen, kurz vor dem Ausritt aus Hudson, blickt Fred in das „Kuckucksei“, der Zeitung von Hudson. Dort steht, daß in Noble (Texas) wiederum große Mengen Falschgeld aufgetaucht seien, die in ihrer ganzen Art der Anfertigung als Fabrikat jenes Sidney Trouly zu erkennen sind, der mit seinen Leuten die Lande bereist und das Geld ablegt. Es wäre nunmehr höchste Zeit, meint das „Kuckucksei“, daß den Verbrechern, deren Zentrale sich in St. Paul zu befinden scheint, endlich das Handwerk gelegt werde.

„Noble...? Der Ort liegt eigentlich ganz in unserer Linie“, meint Jackson. „Wir könnten einmal hinreiten und sehen, ob uns wieder die Dollars zu Tausenden würden wir schlauer zu Werke

zugesteckt werden. Diesmal gehen.“

Damit schwingen Jackson und Fred sich aufs Pferd, die Satteltaschen sind prall gefüllt mit allem, was man braucht, wenn man im Freien zu übernachten gedenkt: eine ganze kleine Hauswirtschaft. Hinter dem Sattelzeug tragen die geduldigen Pferderücken Bündel mit Proviant, meistens in Konservenform. Auch die Reiter selbst tragen auf dem Rücken Feldtournister, die ebenfalls bis zum Rande mit Proviant gefüllt sind.

Es ist kein ganz korrekter Anblick, die Pferde beladen wie Packesel und die Männer auch. Aber was schadet das, Jackson und Fred sind ja keine Sonntagsreiter, abenteuernd durch die Staaten ziehen wollen sie, mehr nicht.

Der Weg führt sie an Jim Stanfords Bar vorbei. Es fängt sich, daß Ethel gerade aus dem Hause kommt. Sie bleibt stehen, blickt Jackson mit bittenden Augen an. Endlich sieht sie ihn wieder einmal, denn neulich, in St. Paul, gelang es ihr nicht, Jackson im Hotel „Weiße Rose“ noch zu erreichen.

Jackson und Fred ziehen mit einem weit ausholenden Schwung die Schlapphüte, mehr nicht. Ethel sieht wohl, daß die Männer nicht so bald wiederkommen, aber kein Laut kommt aus ihrem Munde.

(Fortsetzung folgt)



Zeichnung Kießlich M

Sie bleibt stehen, blickt Jackson mit bittenden Augen an

Der falsche Paß.

Heitere erzgebirgische Grenzgeschichte aus der guten, alten Zeit. Von Kurt Paetzold.

Es geschah dies im Jahre anno dazumal:

Der Herr Sekretarius Viesegang durchschritt aufgeregt sein Dienstzimmer. Denn soeben, ja vor noch nicht zwei Minuten, hatte die Jungfer Ursula Kracht seine Amtsstube verlassen. Und der Herr Sekretarius war ein wohlbestallter Mann. Er konnte wohl daran denken, sich selbst einen Heiratskonsens zu erteilen und um Jungfer Ursulas Hand sehr ehrfurchtsvoll anzuhalten, wenn er nur nicht so schüchtern gewesen wäre!

Solcher Art also waren die aus ihrer Ruhe aufgestörten Gedanken des Herrn Ratschreibers Sekretarius Viesegang. — Ja, aufgestört! Denn die Jungfer Ursula wollte verreisen. Keine gewöhnliche Reise, sondern eine über die Grenzen, nach Karlsbad hinein. Und wenn auch die Entfernung bis dahin sehr klein war, so schien es doch dem Herrn Sekretarius wie eine Trennung auf sehr lange Zeit. Denn immerhin: es war eine Auslandsreise.

„Zu solcher benötigt man eines Passes!“ So hatte der Herr Sekretarius soeben Fräulein Ursula belehrt.

Und nun würde also dieser Paß in Richtigkeit und Gemäßheit aller beachtlichen Bestimmungen ausgefertigt werden. Ja, das hatte Herr Viesegang der Jungfer Ursula versprochen. Und nun schritt der Herr Sekretarius grübelnd hin und her und versuchte, sich den Gegenstand seiner Zuneigung plastisch vorzustellen. Denn das weiß man ja: ein Paß enthält zu allererst — eine Personalbeschreibung! Herr Viesegang beschrieb in Gedanken seinen „Gegenstand“. „Haare blond, Augen wundervoll . . . ich meine blau. Wuchs entzückend . . . das heißt normal. Besondere Kennzeichen: — Sehr charmant!“ — Rein, er verwarf den Gedanken! Halt! Das war's! Besondere Kennzeichen: „Ein Zwillingsskind!“ — Ja. Ursula war ja ein Zwillingsskind! Und sie war stolz darauf, als ob es ein persönliches Verdienst gewesen wäre, das Licht der Welt gleichsam mit vier Augen gleichzeitig angeblitzt und den ersten Schrei unisono getan zu haben.

Herr Viesegang also entschloß sich, das Merkmal „ein Zwillingsskind“ als Besonderheit in dem Paß der Jungfer Ursula zu vermerken. Gewiß empfand sie das als Aufmerksamkeit des Herrn Sekretarius und wurde ihm umso gewogener!

— Aber halt! Konnte man „Zwillingsskind“ schreiben? War das überhaupt ein deutsches Wort? „Zwilling?“ Herr Viesegang überlegte. Herr Viesegang war ein Deutschsprachler. Ein Sprachreiner von hohen Graden. Wo es etwas auszumerzen gab, merzte er unbarmherzig, manchmal zuviel. War „Zwilling“ nun ein rein deutsches Wort? Rein fremdländisches Reimwort? Zum Beispiel das Bibelddeutsch: „Zwo“. Oder englisch: „Twin, Two!“ — Das ging nicht! Gott strafe England! Und so — — — Der Herr Sekretarius beschloß, ein deutsches Wort zu erfinden. Der Herr Sekretarius beschloß, die deutsche Sprache zu reinigen und zu bereichern.

Er rief ins Nebenzimmer nach dem Herrn Altuaris. Der kam mit dem Federkel einer längst zu Braten gewordenen Gans und schrieb den Paß für die Jungfer Ursula Kracht nach dem Diktat seines Vorgesetzten, des Herrn Sekretarius Viesegang.

Aus diesem Paß war ersichtlich, daß Jungfer Ursula Kracht als eheliche Tochter ihrer Eltern da und da geboren sei, und zwar am 16. April vor nunmehr 24 Jahren, daß sie ledig und wohlgewachsen, sowie blonden Haares und gänzlich blauäugig war. Aber als besonderes Kennzeichen hatte Herr Sekretarius Viesegang laut und deutlich diktiert: „Besondere Kennzeichen: Ein Doppelskind!“

Ja! Das war das Wort! Ein Doppelskind! Jeder würde das Wort verstehen. Dieses neue, von ihm, dem Herrn Viesegang, erfundene, neue Wort. In allen Pässen aller Zwillingsskinder würde fortan ständig zu lesen sein: „Besondere Kennzeichen: Ein Doppelskind!“ — Der Herr Sekretarius war stolz auf dieses Wort. Stolz und aufgeregt, als der Schreiber ihm das Paßdokument reichte

Danach wurde der Paß gestempelt, gesiegelt und mit Streusand der etwa noch tintennassen Spuren entleidet. Es wurde alles mit dem Paß vorgenommen, was mit einem ordnungsmäßigen und anständigen Paß vorgenommen zu werden pflegt. Nur eines leider nicht: er wurde nicht mehr durchgesehen.

Und mit diesem Paß in ihrem Reisegepäck bestieg des nächsten Morgens die Jungfer Ursula Kracht die Postkutsche und trat die Fahrt zu Ruhme Christiane an, die in Karlsbad wohnte.

Ursula wird niemals vergessen, was ihr in diesem ausländischen Staate begegnete.

Wie sie zuerst ganz unbehelligt über die Grenze fuhr. Wie der Grenzwaibel die Pässe der Reisenden und ihr Gepäck revidierte und alles in Ordnung fand.

Aber dann, als sie am Abend in die Stadt jenseits der Grenze einfuhr! Längst waren Pässe und Gepäck der übrigen Mitreisenden revidiert. — Aber was war das nur mit ihr? Wo blieb ihr Paß?

Ursula ward bedrückt. Sie wurde betrachtet von mehreren Seiten. Erst war es ein Soldat. Sergeant seines Zeichens. Der rief einen Feldwebel nebst zwei Soldaten mit einer Laterne. Man hielt die Laterne in Ursulas Gesicht. Sergeant und Feldwebel flüsterten leise und blickten in Ursulas Paß. Irgend etwas stimmte da nicht. Donnerwetter!

Die Mitreisenden wurden aufmerksam. Hatte man es mit einer Diebin zu tun? Mit einer Spionin? Gar zu gern hätten es die Reisegenossen gewußt!

Ursula wurde aufgeregt. „Aha! das böse Gewissen!“ dachte man in der Postkutsche. Natürlich, wenn man in so jungen Jahren auf den Weg des Lasters gerät! Gewiß war sie den Eltern davon gelaufen!

Böse Blicke trafen Ursula Kracht. Sie allein war schuld, daß man nicht weiterfahren durfte. — Jetzt bemerkte man, wie ein Soldat aufs Pferd stieg und in gestrecktem Galopp davonjagte. Und zwar mit Ursulas Paß. Aha! Eine Staatsverbrecherin also!

Es sammelten sich die Leute. Es kam herangaloppiert: der Soldat? Rein: zwei, drei Soldaten! Ach was, eine halbe Schwadron! Bornean der Herr Hauptmann.

Er betrachtete Ursula. Der gestrenge Herr Hauptmann hob ihr mit einem Ruck das tiefgesunkene Köpfchen.

„Aha!“ — In diesem kleinen Wort lag Verachtung, kalter Hohn, Entlarvung, Ueberführung, Verurteilung: Ja, dem Herrn Hauptmann war es ganz klar: Ursula reiste auf falschen Namen; sie reiste auf falschen Paß.

Der Herr Hauptmann las es noch einmal: „Ursula Kracht, 24 Jahre alt. Besondere Kennzeichen: „ein Doppelskind“. Aber sie hatte keines. So sehr man auch suchte; sie hatte kein Doppelskind. Also war der Paß falsch! Zwar in allen übrigen Punkten stimmte die Beschreibung genau. Aber eben — das fehlende Doppelskind! Ja, höchst verdächtig! Durfte man Ursula ohne Doppelskind in die Residenz einlassen?

Rein! Ursula mußte aussteigen. Sie mußte die Nacht auf der Wache am Stadttor zubringen. O Schande! O Tränen und Jammer! Erst am nächsten Morgen, als Ruhme Christiane sie rekonnozierte, identifizierte und protokollierte, daß es wirklich Ursula Kracht und keine andere wäre, durfte sie mit der Ruhme mitgehen. Aber auf diplomatischem Wege wurde ein neuer Paß angefordert, zwecks Rückreise. Mit genauer Personalbeschreibung, aber ohne besondere Kennzeichen. Jedenfalls ohne Doppelskind.

Den neuen Paß überbrachte der Herr Sekretarius Viesegang persönlich. Demütig und zerknirscht erschien er vor Ursulas Augen. Aber soviel ich weiß, wurde ihm verziehen, und während sie beide allein in der Postkutsche auf dem Heimweg waren, durfte er sich mehrfach überzeugen, daß von einem Doppelskind bei Ursula Kracht auch nicht der geringste Ansat vorhanden war.

Nooch'n Feierohmd

Eier, die zwämol gelegt wurn!

(Nachdruck verboten.)

„Hoffen und Harren macht manchen zum Narren,“ asu haast a Barschl schu vu de alten Zeit har, un es hot aa eitel zugetroffen. Ben Schwänker-Ott do wurisch saltigsmol aa wieder Wahrit (Wahrheit). Die Sach kam asu.

In de Kriegsgahr, die mer dozemols miet dorchmachen mußten, is aa ne Zeit kumme, wu's net viel Flaasch ze assen gob. Jeder vu de Zeit spannet un horchet, wu ar a fänkl wos dergatteren kunnt — epper enn setten Kuhndel, a Hahnl oder finst awos vun setten klenn Viechzeig. 's war abm allis egal — wenn siechs nār assen lieh.

Inusse ja, ihr guten Leit! Nu warisch haltig menn Schwänker-Ott geglickt, a Paar gunge Anten (junge Enten) aufzetreibn. Se warn alle zwä noch net richtig aus'n Flaum-Fadern raus; ober je wurn in aller Eil' laast, dā bis of de Weihnachten hie do sollten die Anten sett sei.

In greßten Triumpf trug se mei Ott ahamm un vun dort geleich naus in jenn Schrebergarten. Dohierten warn seine Anten an 'hiensten aufgehuhn. Se hatten Auslaaf, un 's gob aa eitel gute Leit, die ne in Vorbeigiehe a bißl wos ze frassen hieworfen. Dos war — vun Ott aus gesehe — kaa Zahler. E paar Wochen, un schu warn die Anten in Garten ahgelah, wie dr Fraa Pastern ihr neier Hut. Mei Ott oder tot siech gruß dermiet, un — wie mer sogt, ihr Leit — ar hot alle zwä Händ' übersehe gebreit, doß dan Anten nißht passiern jößt. Seine Schreber-Freinde, die mußten se jeden Tog bal vun vorn, bal vun hinten bewunnern. Un die Grußtuerei sollt aa dar Grund warn, doß se ne Ott mit jenn Anten amol asu richtig verolbern un of ne Bajen loden wollten. Wie se namlich wieder amol drüb'n in ihrer Gartenlaub' besamm jöhen, hobn se dos Ding ei'gesabert. Dr Wachtmaster, dar jen'r Garten aa miet dorthierten in dar Reih' hatt, muß' dan Spah zer Ausföhring bränge. Na, se sollten aa net lang ze warten brauchn.

's war ne Sunntig früh, do kimmt mei Schwänker-Ott rausgelaust aus jenn Garten — nim in dar Nachber-Paub'. In dr Hand hält'r a Ding, wie su a Flaaner Ardpäppel. Es is oder kaa Ardpäppel, es is — a Ei!

„Söllt' mersch dā gelaam (glauben),“ schreit'r in lauter Fräd, „hobn mer de gunge Antle schu a Ei gelegt! Es is doch rāne zun Vermunnern! — Ja, de gute Füttering!“

De ganze Gesellschaft, die dort besamme jooß un ne Gori-Edmund jenn selbstgemachten Ingwer probieret, muß' siechs Lachen verbeissen, dā se ahnten geleich, doß do dr Wachtmaster sei Hand in Spiel hatt, un a Tierkenner — dos sogn se — war mei Schwänker-Ott nei.

Se troten also schlauer Weise ganz of ne Ott jenner Seit'. „Is dā asu wos mieglich?“ laacht'n se un begudeitn dos Ei. „Ruja, waar abm Gelick hot! De Anten hobn noch de Flaum-Fadern an Bauch, un do legn se schu Eier! — Nār die schiene Färbing, die dos Ei hot!“

Bei dan Wort nahm dr Salzer-Emil 's Ei ahmol üms annere nei in sei Hand, als könnt ar siech gar net joot dra sahe.

„Russe, do heb's nār derweile raht gut auf!“ manit'r un leget's ne Ott behutsham nei dr Müh'. „Nu ward schu aa de annere Ant' Lust kriegn un ward lusmachen mit Eierlegn!“

Mei Ott hub ne Kup. „Inu, natürlich,“ laacht'r, „de Eier komme nei in Korb — dos kaa asugar dr Ahfang warn zu ner Anten-Farm! Mer wāß doch net, wie allis noch asu kimmt?“ Mit dan Worten machet ar — sei Ei in dar Müh' — zer Garten-lür naus, nim zu de Anten.

Eija, ihr guten Leit, nu könnt'r eich denken, wie ihe die ganze Gesellschaft gefeiert hot. Se konnten's heit gar net derwarten, bis dar Wachtmaster ahgerückt kam. Endlich kam'r gelacht. Aus jenn Schnupptisch raus bracht' ar schu wieder a jett's graa-galblisch Ei. Un nu derzehlet ar, wuhar die Eier kame.

Uhm in Rothausturm warn Duhln-Naster (Dohlennester). Weil'r in Turm Zugang hatt, langer ar siech eilliche Tog in a Ei raus. Dos kam ohmit beim Ott nei in Garten un wur — a Anten-Ei. In dr Früh fand's mei Ott un zeiget dos neie Wunner ne Leiten in Garten rüm. Seine zwä Anten die hätt'r an libsten nei gestedt in a Guck-Kastl un hätt se of dr Strooß rümgetrogn oder bei ne Horn-Schucker nei ins Schaujanter.

Ober, wie's in dar Welt is: Wenn 's Fast an schinken is, hört's auf! Na dos Wunner nahm a End. Mer kaa ichs denken, doß de Duhln wetter nißht vürhobn jöhen, wie Eier jr de Anten ze legn.

Wie nu halt mei Wachtmaster wieder amol naufstimmt in Rothausturm un sei Tagesgescheit sich huln will, sitzen Gunge in Kastl — die Eier warn allezamm ausgebrüt't. Ja, nu war Holland in Röt'n! De Duhln loget'n nimmer; dr Wachtmaster leget aa nimmer, un bei de Anten — do war nu aa Frieden geblosen. Nār de Garten-Nachbern die wurn ihe asugar zudringlicher.

„Wos machen dā de Anten?“ freget aaner nooch ne annern, wenn dr Ott nausmachet in Garten. „Se hobn wuhl Lege-Ferien kriegt? — Na, do füttert ihe nār raht kräftig!“ tot'n se ne Ott hanteln.

„Nā,“ laacht dar un merkit immer noch nißht, „ich denk' nār, se warn mer ze fett, oder se hobn net joot Kallisch in Bauch. Dos jöll vürkomme!“

„Nu, enn Hofen hot die Sach!“ manit dodrauf dr Kösch-Albert. „Ich denk mer nār gar, de Duhln hul'n in dr Nacht de Eier aus denn Garten wag — die Luder hobn ihe Gunge!“

Die annern Freinde guket'n ihrn Albert ah un seixten. Dodurch wur mei Ott stuhig.

„Rög nār dr Wachtmaster orndlich aufpassen!“ laacht'r. „Bei dan sei se doch in Lohsie!“

Ober nu ericht dos Gelächter! Mei Ott oder dar wur ruhig un machet kaaalaut aham. Die Sach hot ne doch epper noochdenklich gestimmt — 'r machet a jett's Ei auf. Inu, ihr guten Leit, do johd ar de Bescheering — un aa gerochen hot'r ihe. Alles war e grußmächtiger Gestank.

Aem dar Verolberei a End' ze machen, wurn an Sunnohmd aa de Anten geschlacht't. Na, die hoben gut gerochen, wie se in dar Pfann un an Sunntig of ne Tasser logn.

Die lustig Garten-Brüder hobn menn Ott ober immer noch kaa Ruh gelassen, un dr Weidner-Zens hot a paar Tog drauf gefregt, wie dar Anten-Broten geschmeckt hot.

„Inusse, ganz vorzüglich!“ 's ganze Maul hot ben Affen gewadelt, un dr Geruch vu dan Anten-Broten, dar is nauf-gange bis of ne öbern Buden!“

„Inu, do gieht's halt immer noch,“ laacht dr Zens, „ieh dacht' epper gar, ar wār' naufgange bis an Rothausturm oder — bis nei zun Wachtmaster in dr Stub!“

„Nā, nā,“ lachet dr Schwänker-Ott, „dar kriegt erscht später awos ze schnupern! Dan guten Freund schickt' iech ze Weihnachten — de Eier! Do jöll'r sei schnupern!“

Bernh. Brüdner, Leipzig.

Die Buchholzer Waldschlößchenanlagen im Wandel der Zeiten



Unser Bild rechts zeigt die Buchholzer Waldschlößchenanlagen in der neuen Gestaltung, und wer immer des Wegs durch unsere schöne Bergstadt kommt, freut sich über den schmucken Waldschlößchenpark im Mittelpunkt unserer Stadt. Diese Waldschlößchenanlagen waren von jeher ein besonderer Stolz der Buchholzer. Sie waren früher im Privatbesitz der Bach'schen Familie und verdanken dieser Familie in gewissem Sinne auch ihre Entstehung. Deshalb wird es gewiß interessieren, im Vergleich zu den neuen Bildern auch einmal die alten Bilder wieder zu betrachten. Das Waldschlößchen selbst hatte früher eine ganz andere Gestalt und ist durch Umbau nach einem Brand vollkommen verändert worden. Aber auch die unteren Anlagen mit dem schmucken

Teichhäuschen sind heute kaum wieder zu erkennen. Immer war es ein Idyll für sich, dieses Waldschlößchen mit den heimlich-schönen Gängen durch die schattigen Parkanlagen, die hinauf zur Höhe führen und von dort einen so wundervollen Blick auf die Stadt gewähren. Das Waldschlößchen ist gewissermaßen der Balkon von Buchholz, von dem aus man das Panorama über die Stadt und über die Bergkulissen genießt. Auch die alten Stadtväter haben schon den besonderen Wert dieses schönen Fleckchens Erde in unserer Stadt erkannt und ließen ihm immer eine besondere Pflege angedeihen. Manches schönes Ruheplätzchen wurde angelegt, Gedenksteine, die an verdiente Bürger der Stadt oder an vaterländische Taten erinnern, wurden errichtet, und der Gedanke, hier im Angesicht der Stadt ein schönes Garten-Restaurant zu errichten, fand die Zustimmung der ganzen Bevölkerung. Im Wandel der Zeiten hat sich vieles noch verbessert, natürlich aber hat auch manch schöner Plan auf die Erfüllung warten lassen. Besonders in der Nachkriegszeit konnte das Waldschlößchen nicht immer die Pflege genießen, die es verdient hat. Deshalb ist es mit besonderer Freude zu begrüßen, daß man jetzt in der Zeit eines neuen deutschen Aufstieges auch hier nicht vergessen hat, ein Neues zu schaffen. Stolz sind wir Buchholzer darauf, die Anlagen in dieser neuen, schmucken Form zu sehen. Ein neues Leben ist hier eingezogen, und wo einst der stille Weiber verträumt in stiller Abgeschlossenheit lag, erklingt heute frohes



Foto: T. & L., Buchholz, Neugasse.

Lachen, und manch lustiges Lied der Rahnfahrer, die seit der Beschaffung von Booten den Waldschlößchenteich beleben. Sommer wie Winter herrscht hier ein fröhliches Treiben. Bald wird König Winter seinen Hermelinmantel über Busch und Strauch des Waldschlößchenberges breiten. Dann hebt ein Gligern und Gleisen an, und unter der Schneehaube formen sich die seltsamsten Gestalten. Blank aber wird die Decke des Teiches sein, wie ein Spiegel — in dem sich die schöne Buchholzerin beschauen kann. Ein lustiges Eislaufen wird beginnen, zu Paaren und in langen Ketten. Ein frisches Gesichtchen schafft die kalte Winterluft. Welch eine Freude ist da, hier über das Eis zu fliegen und die stille Schönheit zu genießen, die uns auch hier im kalten Winter umgibt. So sind wir denn dankbar für das, was man hier in neuerer Zeit geschaffen hat, und wir Buchholzer wollen den

Waldschlößchenpark in unsere Pflege nehmen, als wäre er unser eigener Garten. Darin soll der Dank liegen an die Männer, die sich für die Neugestaltung auch der Waldschlößchen-Anlagen so tatkräftig eingesetzt haben.

Buchholz, hochgebaute Stadt, da mein Herz die Heimat hat! Angeschmiegt der Talesmulde, rings beschirmt von Fels und Hain!

